

Förderklassen : [Teil 1]

Autor(en): **L. W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **16 (1911-1912)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische
Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 25. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frä. Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Frä. Benz-Zürich; Frä. Blattner-Aarau; Frä. Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 4: Förderklassen. — Frühlingsterien in Rom. — Lesestoff. — XVII. Jahresbericht des Schweiz. Lehrerinnenvereins. — Schweiz. Lehrerinnenverein. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

Förderklassen.

Von L. W.

Aus Deutschland kommt hin und wieder eine Broschüre geflogen, die über **das Mannheimer Schulsystem** berichtet. Keine bringt wesentlich Neues, die meisten sind des Lobes voll! über die Institution, die eine oder andere macht schüchterne Vorschläge, das System weiter auszubauen auch mit Rücksicht auf die Hervorragendbegabten.

Wie Mannheim all diesen Wünschen gerecht zu werden sucht, entgeht leider unserer Kenntnis.

Basel und St. Gallen haben, jenes vor fünf, dieses vor vier Jahren, mit der Einführung von Förderklassen begonnen, also ist nach unserer Ansicht an keinem von beiden Orten das System vollständig ausgebaut, und daher mag es kommen, dass in der Schweiz vorläufig noch Stillschweigen herrscht über die Erfahrungen, die man mit diesen Klassen bisher gemacht hat.

Wir haben nun aber das bestimmte Gefühl, dass da und dort der Wunsch wach ist, etwas zu vernehmen von der neuen Organisation, und wir wagen es darum, das ahnungsvolle Schweigen zu brechen und aus der Praxis heraus einigen Betrachtungen über Förderklassen Raum zu geben.

„Meine Werkstatt“ — Scharrelmann wird mir den Raub nicht übelnehmen — liegt im dritten Stockwerk des Schulhauses. Sie gleicht weder dem vom Feuer der Esse durchglühten Raum, in welchem Meister und Arbeiter ihre besten Geistes- und Körperkräfte daran wenden, um eine wundervolle Maschine zu bauen, die dann in geräuschlosem Gange eine ganze Stadt mit strahlendem Lichte versorgt, oder die für Tausende frische Wasser schöpft bei Tag und Nacht. Sie gleicht auch nicht dem Atelier, in dem der Künstler einer grossen Idee in heissem Bemühen Gestalt gibt, um sie der Menschheit mitzuteilen. Meine

Werkstatt ist ein prunkloser Raum, wenig geeignet, Kind und Kunst einander näherzubringen. Dafür schaut durch die Fenster die Natur in immer wechselnder Schönheit ins Zimmer, so dass es oft nicht leicht ist, den Blick von der herbstlichen Farbenpracht draussen abzuwenden oder vom brodelnden Nebelmeer, aus dem sich die späte Wintersonne langsam emporringt.

Und doch gilt es, das Auge von dem was draussen ist, hinzulenken auf die lebendige und nicht leichte Aufgabe, die da in Gestalt von ungefähr dreissig Schülerinnen vor mir ist. Alle sind kleine Schiffbrüchige, die im ersten, im zweiten oder im dritten Schuljahr auf der Sandbank ihrer Klasse sitzen geblieben wären, wenn sie nicht, zu besonderen Gruppen vereint, nun hier in der Förderklasse gelandet wären.

Meine Schüler —. Da sitzt gleich in der ersten Reihe ein blasses, blondes Wesen mit wasserblauen Augen, die man zwar manchmal nicht zu sehen bekommt, weil die müden Augenlider nicht offen bleiben wollen, oder die dann in glasiger Starrheit in weite, unentdeckte Fernen blicken. Quer durch die Stirnhaare zieht sich eine breite Narbe, und wenn es gar so lange dauern will, bis eine Rechnung ihre Lösung findet, dann sagt mir jene weisse Linie: „Gib nach!“

Die Nachbarin hat ihren Platz anfangs weit hinten im Schulzimmer gehabt. Aber da war's, als ginge von dieser Kraftstation ein Strom von tausend Teufelchen durchs Schulzimmer, dass da und dort der Mutwillen und unerklärliche Unruhe aufblitzten. Da musste die Kraftstation verlegt werden mit dem Versuch, überschüssige Energie in Lerneifer umzuwandeln.

Weiterhin ist ein zartes Persönchen mit chronischem Augenleiden. Es ist nach bestem Vermögen fleissig, glücklich über jedes Zeichen der Zufriedenheit, sonst still und in sich gekehrt — wohl ein erlöschend Lichtlein.

Im Gegensatz zu dieser kümmerlichen Gestalt steht Nummer 4, ein gesund-frisch-fröhliches Wesen, dem der Himmel alleweil voller Bassgeigen hängt, und dessen breiter Mund sich weit öfter zu vergnügtem Lachen verzieht als zu einer gescheiterten Antwort. Eine künstlerische Ader aber birgt die muntere Kleine, die mit Vorliebe Szenen aus dem häuslichen Leben und ganze Erzählungen illustriert. Gelangt sie in den Besitz eines Endchens Farbstift, dann kennt ihr Entzücken keine Grenzen, dann vergisst sie, dass Rechnen und Lesen ihr zeitweise das Leben sauer machen.

Die kleine Brünette weiterhin erinnert an das „Kerlchen“ in Fel. Roses so betitelter Erzählung. Meist ist sie unter der Bank, über der Bank, neben der Bank, aber selten *in* der Bank. Oft muss ich mich fragen, ob die kleine Akrobatin imstande sei, mit ihrem Kopf mehr als eine halbe Drehung auszuführen. Eine Freude ist es, das Persönchen auf dem Spielplatz mit flatternden Haaren dahineilen zu sehen oder zu beobachten, wie es auf dem Heimweg leicht über Randsteine und Graben tanzt. Auch die Hände sind flink und geschickt und würden ganze Tonnen Plastilin verarbeiten, wenn die Phantasie nicht von einem Plan zum andern hasten würde, ohne Zeit zu finden, einen einzigen ordentlich und ruhig auszuführen. Und trotz all dieser Unruhe kann man diesem Kerlchen nicht gram sein, aber in das unruhige Köpfchen Zahlen und Gedanken festzulegen, das hält schwer — trotzdem es ihm an Intelligenz eigentlich nicht fehlt.

Auch zu diesem temperamentvollen Kinde findet sich das Gegenstück in der Klasse, ein Mädchen, dessen äussere Erscheinung ins Breite, Schwerfällige geht. Mühsam sind alle Bewegungen, die Stimme ist leise, das Denken langsam,

umständlich. Die Fortschritte im Lernen sind minim, und dennoch überrascht das bärenhafte Wesen hin und wieder durch eine Leistung, welche zeigt, dass unter viel Asche verborgen schwache Geistesfunken glimmen.

Mehr Mühe noch bereiten Kinder, die voll nervöser Unruhe sind, die Hand und Fuss und Mund nicht ruhig halten können, Kinder, denen die Glieder nicht gehorchen, die über ihre eigenen Füsse fallen, die nicht vermögen, die Feder nach ihrem Willen zu führen, und denen es zeitweise nicht möglich ist, die Buchstaben eines kleinen Wortes richtig aneinander zu reihen, selbst wenn es ihnen mehrmals vorgeschrieben wird.

Da sitzt eine Schülerin mit eigentümlich stechendem, unkindlichem Blick, die stets bereit ist, heimlich einen Schabernack zu spielen, und die nur schwer begreift, dass sie das Eigentum des Nächsten nicht antasten darf.

Dort sitzt eine mit finstern Blick, von der man das Gefühl hat, dass sie sich nur mit tiefem Widerwillen den Gesetzen der Schule fügt. Gibt man ihr ein Buch in die Hand, so liest sie mit Eifer und Interesse, wenn es nicht das Schulbuch ist. Wird sie wegen einer geringen Leistung getadelt, und muss sie eine Arbeit wiederholen, so wird die zweite sicher schlechter als die erste, und die folgende scheint Zug um Zug zu sagen: Nun gerade nicht.

Ein grosses, starkes Mädchen erklärt, sie hasse jede Arbeit, Schularbeit und Hausarbeit, und ihre überschüssige Kraft schlägt Wege ein, die sie im ganzen Hause als Raufbold bekannt machen.

Italienerinnen tauchen in der Klasse auf mit mehr oder weniger liebenswürdigen Eigenschaften, alle mit den Schwierigkeiten der Sprache kämpfend. Oft verschwinden sie wieder, nachdem mit ihnen einige Resultate erzielt worden sind, um ihre Studien in irgend einer Vorstadt fortzusetzen. Nach unsern Beobachtungen verfügen diese Mädchen meist über weniger ausdauernde Körperkräfte als die übrigen Schülerinnen.

Ein Wirtstöchterlein fühlt sich in der Schule auch als Gast, ist zum Stehen und zum Sitzen zu bequem und hat auf alle Ermahnungen nur eine Antwort: „Es ist mir gleich.“ Doch plötzlich leistet das Kind oft einen überraschenden Beweis von innerer Anteilnahme am Unterricht, indem es von Hause irgend einen Anschauungsgegenstand in die Schule schleppt, von dem im Unterricht vielleicht vor Wochen die Rede war.

Der gemeinsame Charakterzug der Klasse ist Mangel an Konzentrationsfähigkeit, Oberflächlichkeit und Unbeständigkeit. Daneben sind allerdings viele freundliche Eigenschaften auch nicht zu übersehen, vor allem nicht die grosse Anhänglichkeit auch derjenigen Schüler, die viel getadelt und bestraft werden müssen.

Aber das Bild einer Förderklasse wäre nicht klar und vollständig, wenn wir nicht auch den sozialen Hintergrund derselben etwas zeichnen würden und die Beziehungen zwischen Klasse und Elternhaus festzustellen suchten. Eine Ahnung davon, wie es an Familientischen zugehen mag, wo ein halbes oder gar ein ganzes Dutzend Mäulchen zu stopfen sind, geht mir jeweilen in den Wintermonaten auf. Wenn die Mittagsglocke ertönt, so nimmt ein Teil der Kinder mit heissem Verlangen die Suppenkarte in Empfang, die sie berechtigt, ein einfaches Mahl, bestehend aus Suppe und Brot, zu beziehen. In andern Klassen spürte ich nie eine besondere Begeisterung für diese Speisung. Hier ist dies anders. Der Gedanke, dass durch Abwesenheit einer Bezugsberechtigten eine Karte zu freier Verfügung steht, versetzt die Klasse in Spannung, wer wohl

die Glückliche sein möchte, der sie nun zufalle. So viel Begeisterung für diese gleichförmige Mahlzeit vom November bis tief in den März: Suppe und Brot!

Doch wie Not beten lehrt, so macht hier die Not der Einförmigkeit selbst diese wenig intelligenten Kinder erfinderisch. Da tun sich zwei gute Freundinnen eines Tages zusammen und erstehen für ihre beiden Karten gemeinsam vielleicht eine Wurst oder Makkaroni. Geteilte Freude, doppelte Freude! selbst dann, wenn nur der halbe Appetit gestillt wird. Diese Aktionen wurden lange Zeit geheim gehalten aus Furcht, die Lehrerin könnte ein Veto dagegen einlegen. Aber wer möchte die kleinen Schlauberger daran verhindern, sich so gegenseitig zu helfen?

Wir treffen in Förderklassen manche Kinder, die einem Familienkreis von 8, 9 bis 14 Köpfen entstammen, und gewöhnlich sind es die letzten Glieder dieser zu rasch wachsenden Reihen, die Bürger der Spezial- oder Förderklassen werden.

Das Einkommen dieser Familien steht aber in manchen Fällen nicht im richtigen Verhältnis zur Kinderzahl, oft ist die Lage derart, dass die Mutter noch Beschäftigung ausser Hause suchen muss, die jüngeren Kinder der Aufsicht durch die älteren überlassend. Und was diese Art der Erziehung versäumt, das fällt als schwere Arbeit der Schule zu, wahrlich neben den Anforderungen, welche die Bildung des Intellekts stellt, keine kleine Aufgabe. Stets wird aber das Verhalten diesen Kindern gegenüber von innigem Mitleid getragen sein, und die Schule wird gerne für diese der mütterlichen Liebe und Fürsorge beraubten Schüler die nötigen Schritte tun zu den öffentlichen Hilfsquellen der Wohltätigkeitsvereine. Aber diese Fürsorge genügt leider nicht, den Kindern ein trauliches Heim und Familienleben zu schaffen, und die Mutter an den häuslichen Herd zurückzuführen. Auch will uns diesen Kindern gegenüber manchmal etwas wie Scham beschleichen, wenn wir gezwungen sind, fremden Menschen Einblick zu gestatten in ihr mannigfaches Elend, aber wir müssen nun einmal der modernen Weise der Wohltätigkeit uns anbequemen.

Es wird uns dabei auch hin und wieder die Freude zuteil, dass eine Familie die diskret angebotene Hülfe dankend ablehnt mit der Begründung, so lange alle Familienglieder gesund seien, wollen sie keine Wohltaten annehmen.

Jene Kinder, bei denen die Mutter allein für den Unterhalt sorgen muss, sind äusserlich selten die Verwahrlostesten. Geleitet man sie zum Bade, so findet man, dass ihre Kleider in guter Ordnung sind, auch Ernährung und Körperpflege lassen weniger zu wünschen, als oft bei Kindern, für welche beide Eltern sorgen. Das zeigt einerseits, dass diese Mütter ein gesunder Ehrgeiz beseelt, ihre Pflichten nach Möglichkeit zu erfüllen, und vielleicht auch, dass tatkräftige Hilfe sich solcher Kinder annimmt.

Diese Frauen sind natürlich auch in der schlimmen Lage, dass sie ihre Kinder in der freien Zeit nicht beaufsichtigen können, weil sie den ganzen Tag dem Broterwerb nachgehen müssen. Nicht einmal am Sonntag dürfen sie sich Erholung gönnen und engeren seelischen Zusammenschluss mit ihrem Kinde suchen. Sie müssen Sonntagsbeschäftigung nehmen etwa als Aufwärterinnen, ja ich kenne eine, die an einigen Wochentagen abends nach Geschäftsschluss Handarbeitskurse besucht, um ihre eigenen und des Kindes Kleider anzufertigen und um — im Winter Heizung und Licht zu ersparen. Wo bleibt aber ihre elfjährige, blühende Tochter, nachdem der Kinderhort um sieben Uhr seine Tore geschlossen hat?

Natürlich sitzen in der Förderklasse auch Kinder, die nichts von Mangel und Sorge wissen. Aber gerade unter diesen finden sich jene störenden Elemente, deren Eltern nicht begreifen wollen, dass ihr Kind in dieser Klasse sitzen soll. Sie wissen zwar gewöhnlich keine bestimmten Argumente gegen die Förderklassen vorzubringen. Ihr Vorurteil gilt mehr dem „Milieu“, in welches ihr Kind eben nicht hineinpasst. Macht man die Eltern in schonender Weise aufmerksam auf gewisse unangenehme Eigenschaften ihrer Töchter, so kann man es erleben, dass einem die Antwort wird, diese hätten sie just in der Förderklasse angenommen. Bringen die Eltern der Schule so wenig Vertrauen entgegen, so wird damit die Arbeit an einem wenig begabten Kinde erst recht schwierig. Wir werden Gelegenheit finden, uns später über diese Frage noch weiter auszusprechen, wenn wir vom Versetzen der Schüler in andere Klassen unsere Erfahrungen mitteilen.

(Schluss folgt.)

Frühlingsferien in Rom.

Von M. H.

Es ist inzwischen Herbst geworden,* der Wind reisst die vergilbten Blätter von den Bäumen; aber wenn ich mein Auge sinnend auf dem Titel ruhen lasse, dann steigt der ganze Zauber jener Frühlingswochen vor meinem Geiste auf. Ich sehe wieder die grünen Weizen- und Maisfelder der lombardischen Ebene, mit unendlichen Reihen von Maulbeerbäumen durchzogen, aus dem Zuge an mir vorüberfliegen, sehe die im Schmucke ihrer blühenden Bäume prangenden Hügel der Toskana, die Gefilde Umbriens und die weite, blaue Fläche des Trasimenischen Sees, sehe die Campagna und an ihrem Rande im Glast der untergehenden Sonne den Monte Sorate und die Umrisse der ewigen Stadt, in die wir endlich einfuhren, als sich längst die abendlichen Schatten auf sie gesenkt hatten.

Welch hervorragendes Bildungsmittel das Reisen ist, habe ich während der Ferientage erfahren, die wir — ich begleitete meine Schwester — in Italien zubrachten. Was zum Gemeingut der Gebildeten gehört, was uns durch Unterricht, Bücher und Bilder vermittelt wird und uns im Grunde genommen doch ewig fremd bleibt als etwas ausser uns Seiendes, das wird durch Anschauung und Erfahrung erst zum lebendigen Besitz, der nie mehr verloren geht und unser Inneres befruchtet und bereichert. Und nun gar Italien und Rom, ein altes Kulturland und der Mittelpunkt eines Weltreichs, der Sitz und das Zentrum der Macht der Katholischen Kirche, die Hauptstadt des jungen Königreichs Italien! Nicht umsonst steht in der Einleitung zum Kapitel „Rom“ in Dr. E. Haffters Lebensbeschreibung: „Man kommt als ein ganz anderer Mensch wieder, und mit ähnlichen Empfindungen kehrt wohl jeder heim, der das Glück hatte, in Rom zu weilen, wenigstens jeder, dem die ewige Stadt noch etwas anderes bedeutet als nur Hort mächtiger Dogmen, der Ohr und Auge hat für die ehernen Fussstapfen der Jahrtausende, für die Merkzeichen der Weltgeschichte, und der aus den höchsten Leistungen der Kunst die Gottähnlichkeit des menschlichen Geistes herausfühlt. Was man auf der Schulbank hörte und längst vergessen glaubte,

* Der Artikel musste wegen Raummangel zurückgelegt werden. Die Redaktion.